Neue Zürcher Zeitung

Wie wenn die Aare rückwärts fliesst

Der FC Thun wird sehr wahrscheinlich Schweizer Meister – eine unglaubliche Geschichte und auch eine zwischen Bern und Thun



Thun, der kleine Bruder Berns, schickt sich an, dem grossen Geschwister etwas vorzumachen. PETER SCHNEIDER / KEYSTONE

CHRISTOF FORSTER, BERN

Die Fussballer aus Thun haben es zwar verpasst, am Wochenende das Wunder zu besiegeln, sind aber immer noch klar auf Meisterkurs. Sie benötigen noch ein Unentschieden in den verbleibenden vier Spielen. Das erscheint realistisch. Die nächste Chance kommt am Samstag gegen den FC Basel.

Es ist nicht nur der erste Titel überhaupt des Vereins. Was die Geschichte noch bemerkenswerter macht: Der Klub ist eben erst in die höchste Liga aufgestiegen. Experten diskutieren seit Monaten, inwieweit ein solcher Exploit eines ehemals Unterklassigen weltweit einmalig ist. Die restliche Fussball-Schweiz verneigt sich angesichts der Leistung dieser Mannschaft, in der niemand abfällt, aber auch niemand wirklich herausragt. Auch internationale Medien haben bereits über das Fussballwunder in der Schweiz berichtet, etwa die ARD-«Sportschau», der britische «Guardian», und es gab sogar eine Anfrage der «New York Times». Eine vietnamesische Online-Zeitung bezeichnete den Erfolgslauf der Thuner als «Erdbeben im europäischen Fussball».

Halbherzige Freude

In Bern allerdings ist die Freude eher verhalten. Der FC Thun ist so etwas wie der kleine Bruder der grossen Young Boys, den Platzhirschen im Kanton, die in den vergangenen Jahren die Liga dominierten und sechs Mal Meister wurden. Man anerkennt die Leistung und mag es den Thunern schon gönnen – aber höchstens halbherzig. Es fühlt sich an, wie wenn einen der kleine Bruder erstmals im Rundlauf besiegt. Es ist ja schon gut, dass der auch etwas kann. Und trotzdem ist es irgendwie falsch. Als würde die Aare plötzlich rückwärts fliessen, magisch angezogen von dieser schmucken Stadt am See, auf die sich in den nächsten Wochen alle Blicke richten werden. Als hätten sich die selbstbewussten Thuner Fussballer mit den Mächten der Berge verschworen.

Ein Fan schrieb in einem YB-Fan-Forum, man stelle sich vor, YB wäre vor einigen Jahren nicht endlich auf die Erfolgsspur zurückgekehrt, diese Saison wäre jetzt unerträglich. Das beschreibt die Stimmung in YB-Fan-Kreisen. Nach den goldenen Jahren hat der Klub den Tritt verloren. In dieser Saison verpasst man vermutlich seit langem wieder einen europäischen Tabellenplatz. Das macht es auch nicht einfacher, dem kleinen Bruder zu applaudieren.

Ein anderer YB-Supporter setzte die Mitglieder des Forums vor eine bittere Wahl: Der FC Thun für die nächsten 15 Jahre Schweizer Meister oder Trump US-Präsident auf Lebzeiten, danach sein Vize J. D. Vance. Es sind aber auch Kommentare zu lesen, welche die Leistung der Thuner durchaus anerkennen.

Eine andere Methode, um mit der Schmach umzugehen, ist es, den Underdog nicht ganz ernst zu nehmen, ihn herabzusetzen. Der Profifussball habe wenig Tradition in Thun, sagt der Schriftsteller Pedro Lenz, ein grosser YB-Fan, in einem Interview mit dem «Bund».

Lange mussten Fussballinteressierte in der Region ihre Leidenschaft bei einem anderen Schweizer Klub ausleben. Noch heute kommen zu den YB-Heimspielen im Wankdorf zahlreiche Fans aus der Region Thun. Auch Einheimische erwarten nicht, dass jetzt die grosse Euphorie in der beschaulichen Stadt ausbricht – Thun hat keine Fussballkultur. Das mag alles stimmen, aber es ändert nichts daran, dass der FC Thun gerade die Fussballhierarchie auf den Kopf stellt.

Bürgerlicher Gegenentwurf

Eigentlich liebt man es auch in Bern, wenn die Kleinen mit bescheidenen Budgets den Millionarios ein Bein stellen. Wenn ein starkes Kollektiv über ein zusammengewürfeltes Starensemble triumphiert. Aber dann bitte schön nicht im eigenen Kanton, sondern im Ausland: Man freut sich, wenn die Norweger von Bodö/Glimt den italienischen Traditionsverein Inter Mailand aus der Champions League werfen.

Thun sei «langweilig» (Lenz), eine Militärstadt mit grossem Waffenplatz. Noch heute sind unter der Woche an allen Ecken und Enden der Stadt Uniformierte zu sehen. Und die elftgrösste Stadt der Schweiz ist politisch eine Art Gegenentwurf zu Bern, die als linkste Stadt der Schweiz gilt. Bern hat die Juso-Initiative für eine Erbschaftssteuer im November 2025 knapp angenommen (50,8 Prozent Ja-Stimmen), Thun hat sie klar verworfen (76,2 Prozent Nein-Stimmen). In Thuns Stadtregierung verfügt die SVP über drei der fünf Sitze. Das findet man in Bern nicht so cool.

Die Thunerinnen und Thuner haben es sich gemütlich eingerichtet am See und vor der imposanten Alpenkulisse. Sie sind überzeugt davon, dass das schönste Strandbad der Welt jenes von Thun ist. Nach Bern, obwohl nur 30 Kilometer entfernt, fährt man selten. Wieso auch, in Thun gibt es alles, was man braucht. Zugezogenen macht mitunter das Enge, Kleinräumige zu schaffen.

In Bern gibt man sich offener, belächelt die engstirnigen Oberländer, zu denen man die Thuner zählt. Und vergisst dabei, dass man genauso in einer Bubble lebt, sich von Zürich abgrenzen muss und überzeugt davon ist, Bern sei die schönste Stadt der Welt.

Vielleicht weil alles so kleinräumig ist, sieht man Unterschiede, wo es eigentlich keine gibt, und zelebriert sie. Dabei sind die Gemeinsamkeiten viel grösser. Das gilt auch für das Personal der beiden Mannschaften. Spieler im aktuellen Kader von YB haben früher bei Thun gespielt und umgekehrt. Thuns Präsident Andres Gerber und der Trainer Mario Lustrinelli waren als Fussballer bei YB unter Vertrag. Die beiden Vereine wurden sogar im gleichen Jahr (1898) gegründet.

> Die Fussball-Schweiz verneigt sich angesichts der Leistung dieser Mannschaft, in der niemand abfällt, aber auch niemand wirklich herausragt.

Nächste Saison wird alles besser

Auf die Spitze getrieben wird der Wunsch nach Abgrenzung im Stadion selbst. Bei den Derbys gegen YB im Wankdorf wollen die passionierten Thun-Fans den Match partout nur im gut vom Rest abgetrennten Gästesektor verfolgen, selbst wenn sie längst in der Stadt Bern assimiliert sind. Nur dort können sie die Siege wie jüngst das 2:1 ausgelassen feiern und sind Niederlagen gegen den grossen Bruder halbwegs zu ertragen.

Den Bernern bleibt als Trost die Hoffnung auf die Vergänglichkeit im Fussball. Vielleicht ist nächste Saison alles wieder beim Alten, und YB steht wieder ganz oben – oder zumindest vor dem FC Thun.

«Wir sind keine Sprachpolizei»

Dialektfreunde organisieren sich vermehrt, wehren sich aber nicht gegen Wandel

ROGER BLUM

Der Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutsche Reich am 12. März 1938 war ein Paukenschlag, der in der Schweiz als Bedrohung empfunden wurde: Würde die Deutschschweiz das nächste Opfer der grossdeutschen Gefrässigkeit werden? Eine Reaktion darauf war, herauszustellen, dass man in der Deutschschweiz nicht Hochdeutsch spricht, sondern Dialekt. So gründeten der Publizist Adolf Guggenbühl und der Sprachwissenschafter Eugen Dieth den Bund Schwyzertütsch. Gleichzeitig entstand der Verein Züritüütsch. Man wollte die Mundart ganz bewusst pflegen, den Unterschied zum Reich markieren und die helvetische Identität stärken.

Der Bund Schwyzertütsch ist seit 2018 das Mundartforum, das einige Aktivitäten entfaltet. So sind Wörterbücher und Grammatiken zu Dialekten aus vierzehn Kantonen entstanden. In Solothurn gibt es mittlerweile das Deutschschweizer Mundartliteratur-Archiv mit 2800 Titeln in oder über Mundart. Und es sind neben dem Zürcher Verein weitere Regionalsektionen gegründet worden, 2004 für Schaffhausen, 2023 für Solothurn und 2024 für Glarus.

Ausserdem besteht seit 1960 die Walservereinigung Graubünden, die sich um die Kultur und die Sprache der Bündner Walser kümmert. Es gibt zudem das Mundart-Netzwerk, den Verein, der Mundartmusik und Mundartkunst fördert. Es werden Schreibstuben organisiert und Dialektkurse angeboten. So kann man beim Verein Züritüütsch für 360 Franken Zürcher Dialekt lernen. Baseldeutsch-Kurse kosten je nach Organisator und Angebot zwischen 260 und 464 Franken, Berndeutsch ist für 390 Franken zu haben.

Ein alter und ein neuer Atlas

Unabhängig von diesen Aktivitäten ist im Lauf von über 160 Jahren das «Schweizerische Idiotikon» entstanden, das 17-bändige Regionalwörterbuch der alemannischen Sprache in der Schweiz. Es wird vom Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch herausgegeben. Finanziert wird der Verein vor allem von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, die das Geld vom Bund erhält, und von den Deutschschweizer Kantonen. Den Vorsitz im Verein übt seit bald siebzig Jahren jeweils jene Person aus, die die Zürcher Bildungsdirektion leitet, zurzeit also Regierungsrätin Silvia Steiner. Parallel zum Idiotikon gibt es den Schweizer Sprachatlas.

Der Sprachatlas ist allerdings veraltet, weil er den Dialekt so festhielt, wie er einmal gesprochen wurde. Deshalb ist unter der Leitung von Adrian Leemann, Professor für deutsche Soziolinguistik an der Universität Bern, der «Dialäktatlas» entstanden. Er zeigt auf über 500 Karten die Sprachentwicklung seit 1950. Dazu wurden über 1000 Personen aus allen Deutschschweizer Regionen befragt, Menschen, die entweder zwischen 1940 und 1960 oder zwischen 1985 und 2005 geboren wurden. «Die Sprache ist immer im Wandel», sagte Leemann im Gespräch. Er wolle das nicht bewerten, sondern «schauen, was passiert».

Die Fernsehwerbung sei in der Deutschschweiz früher zu 20 Prozent in Dialekt ausgestrahlt worden, jetzt zu 60 Prozent. Dafür werde ein abgeflachtes Zürichdeutsch verwendet. Das führe teilweise zu Helvetisierungen (Rande und nicht mehr Räätech, Randech oder Raane) oder zu Germanisierungen (Schmätterling statt Summervogel). Marktwörter setzten sich durch: Man spreche so, wie die Waren im Laden angeschrieben seien, und sage Butter statt Anke oder Zwible statt Zibele oder Bölle. «Die Veränderung ist ein natürlicher Prozess und zugleich ein explosives Thema», sagte Leemann. Dazu gehöre auch, dass die jungen Leute auf Whatsapp auf Dialekt schrieben.

Warum braucht die Mundart überhaupt Vereine und Verteidiger? Tatsache ist doch, dass der Dialekt die Deutschschweizer Umgangssprache in allen Bevölkerungsschichten ist, und zwar in mindestens 21 Spielarten – vom niederalemannischen Baseldeutsch über das hochalemannische Baselbieter-, Solothurner-, Bern- oder Zürichdeutsch bis zu den urchigen Varianten im Appenzellerland, im Senseland oder im Oberwallis.

Selbst Migrationskinder lernen schneller Dialekt als die Schriftsprache, weil sie so auf dem Pausenhof Akzeptanz und Anschluss finden. Viele Kantonsparlamente verhandeln auf Dialekt, weil sich ihre Mitglieder so besser ausdrücken können, und viele Strafgerichte wählen die Mundart, weil sie Angeklagte eher zum Reden bringt.

Mit Dialekt Zensoren überlistet

Dialekt kann auch nützlich sein: Ein Frutigländer hatte eine Zeitlang in Tschad gelebt und gearbeitet. Da dort Bürgerkrieg herrschte, wurden seine Briefe in die Schweiz zensuriert und teilweise geschwärzt. Dann begann er, in Berner Oberländer Dialekt zu schreiben. Darauf gingen die Briefe unzensuriert durch. Anders als in der Romandie, wo die Patois-Versionen ziemlich verkümmert sind, kommt die Standardsprache auf Deutschschweizer Gebiet im mündlichen Austausch fast nur im Schulunterricht, in der Universität und in Fernseh- und Radiosendungen zum Zug. Die Mundart lebt. Wieso also braucht sie Anwälte?

Vinzenz Wyss, Professor für Journalistik in Winterthur, der den Solothurner Mundartverein präsidiert, sieht sich nicht als Hüter einer bestimmten Sprachversion. Die Mundart sei nicht bedroht, sondern im Gegenteil in ihrer Vielfalt sehr lebendig. Es gebe zwar gewisse Eindeutschungen. Aber: «Wir sind keine Sprachpolizei. Wir wollen die Sprache pflegen, nicht in einem frühen Zustand bewahren.» Spürbar seien aber ein gewachsenes Interesse an der Mundart und eine Sehnsucht nach Heimat und Identität. Der Soziolinguist Adrian Leemann vermutet, dass sich Mundartfreunde auch deshalb organisieren, weil sie ihre Muttersprache in Zeiten von Globalisierung und Migrationsbewegungen wichtig finden.

Entgegen allen Schweizer Vermutungen werden Dialekte übrigens auch in Deutschland gepflegt. Die Universitäten Bonn, Münster, Paderborn und Siegen haben gerade ein gemeinsames Projekt für einen «Dialektatlas Mittleres Westdeutschland» laufen. Und es gibt Mundartvereine im Rheinland, in der Pfalz, in Hessen, Baden, Württemberg, Bayern, Franken, Thüringen, Sachsen, Mecklenburg-Vorpommern. Die Mundartfreunde Düsseldorf schreiben: «Fremde Sprachen sprechen ist 'ne tolle Sache. Äwer min Heemotsproch es dat Tüppelche op 'm i».

Am Sonntag, 3. Mai 2026, sind die Türen im Mundartliteratur-Archiv in Solothurn für das Publikum geöffnet.